Kameradschaft im Schnee

Autor(en): **Bieri, Friedrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 53

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-649713

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kameradschaft im Schnee

Skizze von Friedrich Bieri.

Unzertrennliche Kameraden waren Werner Bieri, der Berner und Paul Perrier, der Neuenburger. Niemand tat es ihnen gleich auf den Skiern, und den Hüttenabenden gab ihre unverwüstliche Laune den hinreißenden Schwung. Dann kam Röschen. Röschen Schlunegger hieß sie eigentlich mit ihrem vollen Namen. An einem Neuschneemorgen voll glitzernden Glanzes traf sie mit vielen Koffern und einem Hütchen ein, das allein ein Wunder für sich war, so daß die Hüttengemeinde nicht anders konnte, als sich einen ganzen Tag lang den Kopf darüber zu zerbrechen, was die junge Dame eigentlich in ihrer etwas abgelegenen Hütte suche.

Was sie suchte? Gar nichts suchte sie! Oder vielleicht doch? Jedenfalls brachte das wunderbare Hütchen das Wunder fertig, das Haus „aus dem Häuschen" zu bringen. Da war nicht einer, dem sie nicht irgendeinen Auftrag zu erteilen hatte, und keiner, der es nicht als eine Auszeichnung empfand, zu gehorchen. Und mochte man sich tausendfach verschwören, das Hütchen als Störerin der Hüttenruhe herauszubefördern: sobald das Stubennäschen Röschen Schlunegger unter ihrem Hütchen zum Vorschein kam, war es mit der Opposition aus und es dauerte keine Woche, da hatte sie sie alle eingefangen.

Warum nur? Es gab keinen, der Röschen Schlunegger nachsagen konnte, sie habe es darauf abgesehen, den Männern den Kopf zu verdrehen. Aber mit derselben etwas neugierigen Liebenswürdigkeit lächelte sie jeden an, der dieses Lächeln zu sehen wünschte. Niemand verweigerte sie einen Tanz und über alle lachte sie. Lachte in einer Weise, die auch den hartnäckigsten Bewerber entwaffnete. Sie war ein Kind, ein vollkommenes Kind, und gibt es etwas, das die Männer mehr in Bann schlägt als eine junge Dame, die ein vollkommenes Kind ist; gibt es etwas, das die Männer mehr verwirren könnte als eine junge Dame, die keine Ausnahmen kennt?

Oder machte das Röschen Ausnahmen? Bieri und Perrier, das Dioskurenpaar, schwur darauf und jeder nahm zu seinem Vorteil an, daß e r die Ausnahme sei. Ihre geistreichen Einfälle überpurzelten sich in dem Maße, in dem ihre Herzen außer Rand und Band gerieten; sie überboten sich, einander auszustechen und lächerlich zu machen. Mit der Wildheit eines spanischen Stierkämpfers legte sich der Berner ins Zeug; mit der Wildheit eines kanadischen Büffels der Neuenburger. Urfehde herrschte zwischen den beiden.

In aller Kameradschaft natürlich!

Anfangs! — Denn so gut sich Bieri und Perrier mit dem Röschen vertrugen: für die Kameradschaft war das Röschen das rote Tuch. Und als die Dioskuren eines Abends von einer gemeinsamen Skifahrt mit Röschen Schlunegger zurückkehrten, da blieb es auch dem harmlosesten Mitglied der Hüttengemeinde nicht länger verborgen: es war aus mit der Kameradschaft des unzertrennlichen Paares!

So sehr sich die beiden jungen Männer bemühten, Feindschaft und Rivalität zu verbergen, so sehr das Röschen — nein — je m e h r das Röschen bestrebt war, zu zeigen, daß sie im Grunde genommen ja nur ein Kind sei, ein ganz harmloses Kind — mißvergnügte Tage wurden dies für die Hüttengemeinde. Denn so eine Hüttengemeinde ist eine ebenso empfindliche wie festgefügte Gemeinschaft; das Leid des einen ist das Leid des andern.

Wie sollte bei solchen Wirrnissen die noch bevorstehende Ferienwoche durchgebracht werden? Die Gemeinde beriet hin und her, und sie kam lange zu keinem Entschluß. Kein rettender Einfall wollte sich melden. Der Berner erbot sich, — und er setzte sein sauersüßestes Gesicht dabei auf — die Hütte zu verlassen. Der Neuenburger tat dasselbe und zeigte dabei seine trotzigste Miene. Aber war das eine Lösung?

Die folgenden zwei Tage strichen dahin und die Hüttengemeinde ließ die Köpfe hängen. Um das Unglück voll zu machen, setzte unerwartet sehr warmes Wetter mit weichem Schnee ein. Lawinen stürzten zu Tal und es war nicht mehr möglich, sich auf eine größere Tour zu wagen. Jeder einzelne in der Hütte fühlte einen Hiob in sich und dann war auch schon bald der letzte Ferientag da. Ein Tag, an dem die Schneeflocken wie närrisch tanzten und der Sturm gar unheimlich pfiff. Ausgeschlossen, auch nur die Nasenspitze zur Türe hinauszustrecken. Trüb schlichen die Vormittagsstunden dahin. Wortlos setzte man sich an den Mittagstisch. Wie die Murmeltiere zogen sie sich in ihrem Bau zurück, kaum daß der letzte Bissen verschwunden war, um die öden Stunden bis zum „Zvieri" zu verschlafen.

Wer war es doch, der es zuerst bemerkt hatte? — Breit lag der Zettel aus Packpapier auf dem Holztisch des Gastzimmers. Jeder, der es wollte, konnte es lesen. Mit einer großen, steilen, eigenwilligen Kinderschrift stand es hingeworfen:

„Ich bin mit den Skiern auf dem Gantrisch. Wer holt mich herunter? Röschen Schlunegger."

Röschen bei diesem Wetter unterwegs? Hatte man schon so etwas erlebt? Das Schneetreiben hatte zwar nachgelassen, aber der Wind war noch recht munter. Und die Schneewächten hingen — und die Lawinen! Und ausgerechnet auf den Gantrisch, auf den sich auch Geübte nur wagten, nachdem sie ein stilles Gebet vor sich hingesagt hatten. — Ueberhaupt, ein Skihase wie Röchen allein unterwegs — man sah sie schon stürzen und von den Schneewehen begraben werden.

Bieri und Perrier pochte das Herz. Sie fühlten sich schuldig. Das Röschen, das Kind! Da gab es kein Besinnen und da gab es keine Feindschaft! Ein Mensch in Gefahr — da gab es nur eines in den Bergen: das Gesetz der Kameradschaft. Sie schnallten sich die Bretter unter und brausten los.

Wortlos, mit zusammengekniffenen Lippen stießen sie in die Welt des Schnees und des eisigen Schweigens vor. Man mußte sich beeilen, wenn man noch vor Einbruch der Dunkelheit zurück sein wollte. — Doch was war das? War das Unglück schon geschehen? Zwei Skier lagen gekreuzt mitten auf dem Wege, und an den Spitzen, mit Nähfaden befestigt, wehte ein weißer Zettel.

Wie die Wilden sausten die beiden auf die Skier zu und rissen sich den Zettel gegenseitig aus der Hand. Und lasen:

„Lieber Berner und lieber Neuenburger!

Ich bin hinunter zum Bahnhof und fahre ab. Sendet mir das Gepäck und vertragt euch wieder. Mein Mann wartet schon sehr auf mich. Röschen Schlunegger."

Eine Falle? Die Wahrheit? — Hinunten sausten die beiden zum Bahnhof in rasender Fahrt.

„Jawohl, eine junge Dame ist vor einer Viertelstunde abgefahren. Den zweitletzten Zug hat sie gerade noch knapp erwischt!" lachte der Stationsvorstand.

Das Röschen! Die beiden jungen Männer sahen sich an. Dann lagen sie sich in den Armen und lachten, daß es in der Bahnhofwartehalle widerhallte.

Und es wurde für sie eine Heimfahrt in neuer Kameradschaft.